

Verschertztes Glück

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 48

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Tiger ist auf eines der klebrigen Blätter getreten. Er ist reinlich wie eine Katze, will das Blatt abstreifen, dabei bleibt ein zweites hängen. Er nimmt die zweite Vorder- tate zu Hilfe. Jetzt klebt das Blatt an dieser. Mit dem Kopfe will er die Brante von dem lästigen Anhängsel be- freien. Das Blatt verklebt ihm die Augen. Er trampelt mit allen vier Füßen zornig umher, immer mehr Blätter bleiben hängen. Er scheuert den verklebten Kopf am Boden, seine Schnauze wird immer mehr in Blätter und Erde gehüllt. Brüllend wälzt er sich, immer mehr verklebt sich sein reinliches Fell, er wird ein heulendes Bündel von Blättern, alle Gliedmaßen und der Kopf sind unentrinnbar verstrickt. Ich steige als Erster vom Baume. Hundert Arme schwingen die Keulen von Eichenholz, so erschlagen wir ihn, ohne daß er sich wehren kann. Wir haben keine Elefanten gebraucht.

Die Jungen behaupten, das sei Jägerlatein, die Alten aber bleiben dabei, nur zu ihrer Zeit habe man auf mannes- würdige Weise mit Mut und Klugheit den Tiger erlegt, was aber heute die Weißen treiben, sei kein Weidwerk, son- dern elende Nasjägererei, bei der nur die eingebornen Treiber und Elefantenführer eine Gefahr tragen.

Verscherztes Glück.

Novelle von Maria Dutli-Rutishauser.

(Schluß.)

Der Halde-Jakob trank an diesem Abend zum ersten- mal seit seinen jungen Tagen ein wenig über den Durst. Sein Mädchen gefiel ihm — die ließ nichts an sich kommen.

Am andern Morgen und noch oft in den folgenden Tagen freute sich der alte Haldebauer über die Abfuhr, die Trudn dem jungen Auer bereitet hatte. Er dachte an seine eigene Jugendzeit und an den Stolz, der ihm trotz seiner kleinen Verhältnisse den Kopf trotzig tragen ließ. Damals freilich war der Unterschied zwischen arm und reich nicht so groß gewesen wie heute, aber doch hatte er es nie verwinden können, daß seine Kindzaine droben an der Halde gestanden hatte. Da war das Trudn nicht so. Das schien sich grad eben an der Tatsache, vom Haldehöflein zu sein, zu freuen und vergab sich nichts gegenüber den reichen Bauerntöchtern des Dorfes.

Manchmal, wenn die Trudn nach jenem Kilbisonntag am Bühlerhaus vorüber ging, hörte sie das Scheunentor knarren. Das erstmal hatte sie hingeschaut und eben noch sehen können, wie der blonde Schopf des Toni dahinter verschwand. Das Mädchen ärgerte sich darüber, daß es rot wurde, warf dann aber den Kopf herum und ging eilig weiter. Ja, das fehlte noch, daß sie wegen des Bühlers rot wurde, der konnte am Ende noch meinen, es sei ihr etwas an ihm gelegen. Seit jenem Morgen schaute sie ge- flüssentlich nach der andern Seite, wenn sie von der großen Bühlerschen Hofstatt her jemanden husten hörte.

Der Winter wurde dieses Jahr sehr streng. Schon im November fiel ein tiefer Schnee, der dann unter dem kalten Ostwind bis über Weihnachten liegen blieb. Die Agath, des Bühlers Frau, kränkelte. Sie hatte im kalten Herbst bis in den November hinein Obst aufgelesen. Ihrem Mann kam es nicht in den Sinn, sie heimgehen zu heißen, auch wenn er sah, daß sie fast die Finger abfror. An dem Tage aber, wo die letzten Mostäpfel unter Dach gebracht wurden, mußte sie sich beim Heimgehen am Leiterwagen halten, so daß der Toni besorgt fragte: „Mutter, ist dir nicht gut?“ Da hatte sie nur müd gelächelt: „Schon lang nicht mehr, Bub, aber sag dem Vater nichts davon, gelt!“

Die Agath hatte in ihren alten Tagen immer noch einen Heidenrespekt vor ihrem Franz. Er hatte ihr in den langen Jahren der Ehe nicht viel Gutes getan und meinte doch, er sei immer recht mit ihr gewesen. Aber die

Agath merkte halt den Unterschied zwischen „Gutsein“ und „Rechtsein“ und das schon im ersten Jahre ihrer Ehe. Da- mals, als sie einsah, daß der Franz nicht sie gemeint hatte, sondern ihr Geld, da gingen ihre Gedanken den kurzen Weg nach der Halde — —. Als dann auch ihre Augen oft durchs Stubenfenster das kleine Höflein suchten und dem dünnen Räcklein aus dem Kamin des Haldehauses folgten, da wurde der Franz einmal wild und sagte im Sinausgehen: „Hättest dich halt früher besinnen sollen, Frau, nun nützt das Nachschauen nicht mehr viel!“

Der Agath hatte das Herz ungestüm geklopft und sie kam sich vor wie eine Verbrecherin. Von jenem Tage an schaute sie nicht mehr nach der Halde hinauf und wenn sie vielleicht noch einmal an den Jakob dachte, so drehte sie sich um, ob auch sicher der Franz nicht hinter ihr stehe, von dem sie glaubte, er könnte sogar erraten, an was sie denke.

So war sie das geworden, als was man sie im Dorfe achtete: Eine stille, schaffige Frau, die selten mit den Leuten zusammentam und die ihre beiden Söhne aufzog, daß es eine Freude war. Der Älteste, der Toni, war strammer Kavallerist, der am Sonntag mit seinem „Fuchs“ gern an den Häusern vorbeiritt, in denen er heiratsfähige Mädchen wußte. Rudolf, der jüngere, hatte die stille Art der Mutter geerbt; er studierte am Seminar und es hatte eines harten Kampfes bedurft, bis sich der Bühler dazu verstand, einen Sohn studieren zu lassen. Da war es vielleicht zum ersten- mal vorgekommen, daß sich die Agath energisch gegen den Willen ihres Mannes erhoben hatte. Und ihrem Drängen verdankte der Junge endlich auch die Erfüllung seines Wunsches.

Die Agath alterte vor der Zeit. Und wenn sie auch nicht mehr daran dachte, es könnte noch einmal anders kommen, so saß sie doch zuweilen still in der Stube und es ging ihr durch den Sinn, daß ihr Leben eigentlich doch nicht so gewesen sei, wie es hätte sein können, wenn — nein, weiter denken durfte man nicht, man war doch des Bühlers ehrenehafte Frau!

Aber nun war sie krank. Zäh und heftig kam es über die Frau nach jenem kalten Novembertage im Großader. Der Bühler maß dem Ding anfangs wenig Bedeutung bei und erst am dritten Tage ließ er auf das Drängen Tonis den Doktor holen. Der machte aber schon ein bedenkliches Gesicht und brummte etwas von „zu spät rufen“.

Am andern Tage wußten es alle im Hause, daß der Frau nicht mehr zu helfen war. Sie selbst wußte es wohl am besten. Aber keines von allen fand den Mut, mit der Mutter über Dinge zu reden, die nun einmal vor dem Sterben gesagt sein müssen. Den Bühler hielt eine Ab- neigung vor den Kranken von ihr fern und er hatte sie gefragt, ob es ihr nicht gleich sei, wenn er in Rudolfs Kammer schlafe. Natürlich hatte sie nichts dagegen, aber innerlich schrie sie auf. Das war also das Ende, das Letzte, das er ihr antat, mit dem sie dreißig Jahre lang gelebt hatte, dem sie treu und unbescholten zur Seite gestanden!

Der Toni kam auch an diesem Tage, nach der Mutter Befinden zu fragen. Er sah, wie sehr sie litt. Daß sie aber weinte — nein, das konnte er nicht begreifen. „Mutter, so sage doch, was ich für dich tun kann“, fragte er, „ich kann nicht zuschauen, wie du leidest!“

Sie lächelte unter Tränen: „Nein, Bub, es ist nicht das was du meinst, die Schmerzen wären noch zu ertragen, wegen denen weint eine alte Frau nicht. Aber — ich muß es nun dir sagen, wenn der Vater doch nicht mehr zu mir kommt!“

„Der Vater scheut sich halt vor den kranken Leuten, meint's sicher nicht böse, Mutter!“

„Wir wollen das nicht untersuchen, Toni, aber denk, wenn man am Sterben ist, sieht man doppelt klar und ich

weiß nun, daß es halt doch so war, wie ich immer glaubte: Ich war mein Leben lang am unrechten Ort!“

„Mutter, was sagst du, du warst doch dem Vater eine gute Frau und uns beiden die beste Mutter, was willst du damit sagen?“

„Daß ich etwas gut machen möchte, das ich mit meinem Leben schlecht gemacht habe. Es braucht nicht so viel Worte, ich will es dir ganz einfach sagen: Ich hätte den Halden-Jakob nehmen sollen. Dann wär's nicht so. Dann könnte ich ruhiger sterben und — — — vielleicht stände dann an deiner Stelle er und würde mir beim Sterben helfen. Daß ich es auch nicht merkte, wie mich der Franz, dein Vater, nur wegen dem Geld auf seinen Hof nahm. Als ich es merkte, war es zu spät, denn es braucht viel, bis sich eine Bauernfrau aus den Fesseln einer ungefreuten Heirat befreit, wie das die Städter nun scheint's so leicht machen. Aber wenn ich mein Los auch still getragen habe, weißt, Bub, manchmal ist es mir schwer geworden. Ich sage dir das nicht, um deinen Vater zu verschimpfen. Er hat ja auch nur getan, was hundert andere auch tun. Er heiratete ein reiches Mädchen auf seinen reichen Besitz und meinte dabei, ihm noch einen Gefallen zu tun, daß er es überhaupt nahm. Die Bauernmädchen sind ja oft so, daß sie einen heiraten, nur daß geheiratet ist, bevor sie in den Jahrgang kommen, wo sie nicht mehr „ziehen“. Ein wenig hab ich's ja auch so gemacht, aber doch geglaubt, damit auch meinen Traum von einem schönen lieben Leben und einer sonnigen Stube zu verwirklichen. Es ist anders gekommen. Dein Vater hat nicht gemerkt, daß ich noch etwas anderes notwendig hatte als gut Essen und viel Arbeit! Der Haldenhöfler hätte das gewußt, aber der hat eine Frau, die zufrieden ist mit dem andern.“

So ist's, Toni! Nein, mußt nicht so wild drein schauen, ich möchte eben machen, daß es dir einmal besser geht! Muß ich's nach alldem noch sagen, was ich meine? Toni!“

„Mutter, sag's!“

„Also, ich meine halt, du solltest dir dein Leben besser einrichten als ich es getan habe und ich weiß, daß es besser würde, wenn du die Trudy des Haldenbauern — —“

Der Toni blieb einen Augenblick still, dann sagte er: „Ich hab's schon im Sinn gehabt, die Trudy zu fragen, ob sie mich will — aber ich wußte doch nicht, ob der Vater und du einverstanden seien. Denk', was der Vater dazu sagen wird!“

„Schau, Bub, wenn sie dich nimmt, dann dank dem Herrgott und das übrige wird sich schon finden. Denk daran, daß ich mit meinem Glücke den Wahn zahlen mußte, eine reiche Heirat sei besser als eine arme nach dem Herzen. Der Vater wird dann mit der Zeit schon einsehen, daß du gut getan!“

Ermüdet lag die Agath nach der Anstrengung in den Kissen. Der Toni schaute gedankenvoll durchs Fenster nach der Halde und fragte: „Mutter, meinst du, die Trudy werde ja sagen?“

„Das weiß ich eben nicht, am Ende könnte sie nun dich mit einem Korb heimführen, wie ich damals ihren Vater. Aber wenn du mir das Sterben ein wenig leichter machen willst, so gehe heute abend noch hinauf und frag sie. Ich möchte es halt wissen! — — —“

Und während drunten auf dem reichen Hofe die Agath allein lag und die Hände über dem wildpochenden Herzen verkrampfte, stand ihr Sohn vor dem großen stolzen Mädchen in der kleinen Haldenstube. Man sah es ihr an, daß sie hart kämpfte. Aber zuletzt sagte sie doch mit abweisender Gebärde: „Nein, Toni, wir würden ja wahrscheinlich doch nicht zusammen passen, gehe in eine andere Stube fragen!“

Da bat sich der junge Freier aus, dem Bauern und seiner Tochter eine Geschichte zu erzählen — die Geschichte, die er eben an einem Sterbebette gehört. Und über des steinharten Haldenbauern Züge ging es manchmal wie

Triumph, wenn er hörte, wie die Agath sich aus dem großen Hause nach seinem kleinen Gütlein geseht habe. Aber zuletzt war es nur noch das Mitleid, das Erbarmen mit der unglücklichen Frau, das im Herzen des alten Jakob blieb. Die Trudy wehrte sich lange gegen die Tränen, die ihr immer wieder kommen wollten. Dann aber, als der Toni geendet hatte und fragend nach ihr sah, da legte sie die Hand in die Seine und unter Tränen sagte sie: „Ich will ja schon, Toni, ich hab dich ja gern, aber ich wußte das alles nicht! Nein, du sollst nicht wie deine Mutter an der Liebe zu Grunde gehen.“

Mit diesen schönen Worten ging der Toni heim. Am Bette der Mutter wiederholte er sie und die Agath lächelte unter Schmerzen. Sie blieb sehr still, nur einmal fragte sie noch: „Was hat der Jakob gesagt?“

„Nichts Mutter, aber ich weiß, es ist ihm recht so, er läßt dich grüßen.“

Da entspannten sich die Züge der Agath und ein friedliches Lächeln lag über ihrem Gesichte. Nur zuweilen zuckte sie unter den schmerzhaften Herzschlägen zusammen und endlich sagte sie: „Geh nun, Bub, laß den Rudolf heimkommen und sag dem Vater, er solle morgen noch einmal zu mir kommen. Und ich danke dir — — —“

Am Morgen war die Agath tot. Allein ging sie aus dem Leben, das sie eigentlich mitten unter den Thren bis zum Ende allein gelebt hatte. — — —

Das beharrliche Mädchen.

Märchen von E. Rainz.

Ein Mädchen und ein Knabe waren Spielgefährten. Das Mädchen liebte den Knaben sehr. Aber der Knabe hatte Gefallen an anderen Dingen und dachte nicht viel an das Mädchen. Eines Tages sagte er: „Am meisten liebe ich Zinnsoldaten, etwas Schöneres gibt es nicht.“

Als das Mädchen das hörte, sagte es zu sich: „Ich will sterben und ein Zinnsoldat werden; so wird mich der Knabe lieben.“ Es starb und wurde ein schöner, kleiner Zinnsoldat. Der Knabe spielte eine Zeitlang begeistert damit; dann wurde er des Zinnsoldaten überdrüssig. Es war Frühling und er ging hinaus in den Wald. Als er heimkam hatte er Blumen in der Hand, und er sagte: „Etwas Schöneres als Blumen gibt es nicht; ich liebe sie am meisten.“

Da dachte das Mädchen Zinnsoldat: „So will ich sterben und eine Blume werden; dann wird mich der Knabe lieben.“

In der Nacht schlief es zum Herdfeuer; die Asche war noch glühend; da zerschmolz es und wurde eine schöne Blume vor dem Fenster des Knaben. Der Knabe war entzückt und liebte die Blume über alles; er hütete sie und pflegte sie alle Tage. Nach einiger Zeit aber vergaß er sie, und die Blume hörte ihn sagen: „Die Nachbarn haben eine Katze; es gibt nichts Schöneres als so ein Tierlein; ich liebe die Katzen am meisten.“ Da dachte das Mädlein Blümelein: „Nun will ich sterben und eine Katze werden; so wird mich der Knabe lieben.“ Die Blume starb, und am nächsten Tage lag vor dem Fenster des Knaben ein wunderschönes Käzlein. Der Knabe nahm es voller Freude zu sich und liebte es sehr und lange Zeit. Dann wurde er plötzlich unruhig und das Käzlein hörte ihn seufzen: „Ach was gibt es denn Lieberes auf der Welt als ein Mädchen. Ich möchte ein Mädchen haben, das ich liebe.“

Da freute sich das Käzlein und es dachte: „Nun kann ich wieder ein Mädchen werden, und diesmal bin ich sicher, daß er mich lieben wird.“

Als der Knabe bald darauf in das Haus seiner früheren Spielgefährtin ging, war da ein schönes, junges Mädchen, das ihn begrüßte. Und es war, als wären sie nie getrennt gewesen. Der Knabe liebte das Mädchen und fand in seinem Leben nichts, das er hätte mehr lieben können.